

CHRIS CHIBNALL | ERIN KELLY

DER MÖRDER UNTER UNS

BROADCHURCH



KRIMINALROMAN

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Chris Chibnall/Erin Kelly

Broadchurch – Der Mörder unter uns

Kriminalroman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

PROLOG

Eine Straße führt rein, eine raus. Broadchurch liegt nicht eben mal auf dem Weg, hier kommt man nicht zufällig vorbei.

Der verschlafene Küstenort wird bald für die lebhaftere Sommersaison erwachen, aber in dieser Nacht regt sich hier nichts. Eine frische, klare Nacht nach einem heißen, wolkenlosen Tag. Es ist Vollmond, Sterne flimmern am Himmel. Wellen rollen heran und brechen, sobald die ölig schwarze See vom Strand zurückfließt. Die Sandsteinklippen darüber schimmern bernsteinfarben, als verstrahlten sie noch immer die Hitze, die sie während des Tages aufgesogen haben.

Entlang der menschenleeren High Street lassen nur wenige Geschäfte während der Nacht die Beleuchtung an. Eine einzelne bedruckte Seite – aus der gestrigen Zeitung – flattert lautlos die Straße entlang. Die Räume des *Broadchurch Echo* und des angrenzenden Reisebüros liegen im Dunkeln, bis auf das gelegentliche Zwinkern eines Computers auf Stand-by.

Im Hafen schaukeln Boote, Masten schlagen in der Dunkelheit aneinander. Über die Pflastersteine und Landungsstege wacht das moderne Polizeirevier, die runde Stahlfestung mit hellem Holz verkleidet. Das blaue Licht draußen flackert. Sogar eine verschlafene Stadt wie Broadchurch hält nachts ein Auge offen.

Die Kirche auf dem Hügel ist unbeleuchtet, und die Edelsteinfarben ihrer Buntglasfenster sind zu einem gleichförmigen Atlasschwarz gedämpft. Ein verwittertes Poster mit der Aufschrift LIEBE DEINEN NÄCHSTEN WIE DICH SELBST hängt ausgedient von der Anschlagtafel.

Am anderen Ende der Stadt ist auch im Haus der Latimers alles dunkel. Ihr Reihenhaus gleicht allen anderen in der Siedlung; und ihre Siedlung gleicht allen anderen im Land. Der Mond scheint durch das offene Schlafzimmerfenster des elfjährigen Danny; sein Licht versilbert Poster, Spielsachen und ein schmales Bett. Das Bett ist leer. Die Hintertür steht offen, und der Riegel klappert leise im Wind, ohne Dannys Eltern Beth und Mark zu wecken, die Rücken an Rücken unter einem Federbett von British Home Stores schlafen. Auf dem Nachttisch arbeitet ein Wecker die Sekunden ab. Es ist 3.16 Uhr am Morgen.

Danny ist eineinhalb Meilen weit fort und steht fröstelnd in T-Shirt und Jeans zwanzig Meter über dem Meer, die Zehen nur Zentimeter vom Klippenrand entfernt. Ein scharfer Windstoß peitscht ihm die Haare ins Gesicht, die wie kleine Nadelspitzen stechen. Seine Tränen treiben das Blut die Wangen hinunter, und der Wind reißt ihm die Schreie von den Lippen. Vor ihm gähnt der Abgrund. Er hat Angst davor, nach unten zu schauen. Und noch mehr Angst, nach hinten zu schauen.

Die Meeresbrise schlängelt sich durch die Stadt, bis hin zu Dannys Haus, und lässt den Riegel lauter klappern. Beth und Mark schlafen weiter. Der Wecker springt auf 3.19 Uhr und bleibt stehen.

Oben auf der Klippe schließt Danny die Augen.

Eine Straße führt rein, eine raus. In dieser Nacht stört kein Autolärm die Stille, und der schwarze Asphalt der Küstenstraße wird von keinem Scheinwerferlicht gestreift.

Niemand kommt rein nach Broadchurch, und niemand kommt raus.

ERSTER TEIL

1

Beth Latimer schreckt jäh aus dem Schlaf. So ist sie immer aufgewacht, als ihre Kinder noch Babys waren. Eine Art sechster Sinn überschwemmte ihre Adern mit Adrenalin, um sie wenige Sekunden, bevor die Kleinen anfangen zu schreien, wach zu rütteln. Doch ihre Kinder sind keine Babys mehr, und keines von ihnen schreit. Sie hat verschlafen, das ist alles. Der Platz neben ihr ist leer und der Wecker stehengeblieben. Sie tastet nach ihrer Armbanduhr. Schon acht Uhr vorbei.

Die anderen sind bereits wach: Sie kann sie unten hören. In einer Minute ist sie in und wieder aus der Dusche. Ein Blick aus dem Fenster sagt ihr, dass auch dies ein heißer Tag werden wird, und sie schlüpft in ein luftiges rotes Kleid. Mit ihrem kastanienbraunen Haar sollte sie kein Rot tragen, aber sie liebt dieses Kleid; es ist kühl, bequem und umschmeichelt ihren (vorerst noch) flachen Bauch – einer der wenigen Vorteile, wenn man sehr jung Kinder bekommen hat. Es duftet noch immer leicht nach der Sonnencreme vom letzten Jahr.

Als sie an Dannys Zimmer vorbeikommt, bemerkt sie erschrocken, dass sein Bett gemacht ist. Der Überwurf in den Farben von Manchester City, den sein Vater so sehr hasst – er hat Dannys plötzliche Abkehr vom Bourne-

mouth FC als üblen Verrat empfunden –, ist glatt gezogen und gerade. Kaum zu glauben: Elf Jahre Nörgeln haben sich endlich ausgezahlt. Sie fragt sich gerührt, was er wohl damit bezweckt. Wahrscheinlich wünscht er sich das Smartphone, das er sich als Zeitungsjunge nicht annähernd leisten kann.

Seit einiger Zeit sieht ihre abgenutzte Küche nur noch gut aus, wenn alle Oberflächen sauber und aufgeräumt sind. Im Augenblick herrscht Chaos. Sie sieht an den Spuren der Verwüstung in der Küche, dass Mark sich seine Sandwiches selbst geschmiert hat. Die Kühlschranktür ist offen geblieben. Die Milch steht auf der Theke, ohne Deckel, und das Messer steckt noch in der Butter.

»Warum hast du mich nicht geweckt?«, fragt sie ihn.

»Hab ich doch.« Er grinst. Er hat sich nicht rasiert; sie mag ihn so, und er weiß es. »Du hast gesagt, ich soll mich verpissen.«

»Kann mich nicht dran erinnern«, sagt Beth, obwohl es ganz nach ihr klingt. Sie lässt einen Teebeutel in eine Tasse fallen, weiß aber schon, dass ihr keine Zeit mehr bleibt, den Tee zu trinken. Ein elektronisches Flackern zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich; die Uhr am Herd zeigt vier Nullen an. Dasselbe gilt für die Mikrowelle. Der Radiowecker steht auf 3.19 Uhr.

»Sämtliche Uhren sind stehengeblieben«, sagt sie. »Im ganzen Haus.«

»Wahrscheinlich nur eine Sicherung oder so was«, sagt Mark, der sich sein Sandwich einpackt. Für Beth hat er keines geschmiert, aber sie hätte ohnehin keine Zeit, es zu essen.

Chloe verspeist ihre Cornflakes und blättert dabei in einer Zeitschrift. »Mum, ich hab Fieber«, sagt sie.

»Nein, hast du nicht«, sagt Beth gleichgültig.

»Ich. Will. Nicht. Gehen«, quengelt Chloe, aber ihr Haar, ein tadelloser blonder Zopf, und das perfekte Make-up verraten Beth, dass Chloe schon damit gerechnet hat, den Kürzeren zu ziehen. Beth kennt sich aus, man kann ihr so schnell nichts vormachen. Sie weiß noch genau, wie sie selbst in diesem Alter war – exakt in diesem Alter, fast auf den Tag genau – und die Schule geschwänzt hat, um sich mit Mark zu treffen. Auf keinen Fall wird sie zulassen, dass die Geschichte sich wiederholt.

Bevor Chloe den Gegenbeweis antritt, kommt Beths Mutter mit einer Schüssel Eier im Arm zur Hintertür herein. Sie wirft ein Guten Morgen in die Runde und stellt die Eier auf die Arbeitsfläche, gleich neben – um Gottes willen, denkt Beth, da ist ja Dannys Lunchbox. Es passt nicht zu ihm, sein Pausenbrot stehenzulassen. Vielleicht hat ihn das Bettenmachen überfordert. Sie muss ihm die Lunchbox auf dem Weg zur Arbeit vorbeibringen. Als käme sie nicht auch so schon ordentlich zu spät.

»Ich lieb dich 'ne Zillion, Kleines«, sagt Mark und drückt Chloe einen Kuss auf den Scheitel. Chloe hat diesen Familienspruch bestimmt schon zum millionsten – zillionsten? – Mal gehört und verdreht die Augen, doch als Mark sich zum Gehen anschickt und sie glaubt, dass keiner es sieht, gestattet sie sich ein kleines, verstohlenes Lächeln. Dann probiert sie ihren Fiebertrick an Liz aus, die Chloes glatte Stirn befühlt, allerdings nur pro forma. Sie hat das alles schon zweimal durchgemacht und fällt noch weniger darauf herein als Beth.

Mark ist schon aus der Tür, um wie üblich bei Nigel mitzufahren, und sein Abschiedskuss ist flüchtig. Er schmeckt nach Tee und Cornflakes.

»Hast du Danny gesehen?«, ruft Beth ihm hinterher.

»Er war schon weg!«, wirft er über die Schulter zurück.
»Ich bin spät dran!« Damit lässt er Beth in der Küche stehen, mit Dannys Lunchbox in der Hand.

Detective Sergeant Ellie Millers Arbeitskleidung fühlt sich merkwürdig steif an nach drei Wochen in Bikini und Sarong, aber wenigstens hat sie die Sonne Floridas mit hierher gebracht. Broadchurch High Street schimmert im Morgendunst, und alle sind gut gelaunt. Der Himmel ist wolkenlos und ermutigt die Leute, ihre Werbetafeln und Verkaufsstände auf der Straße aufzubauen.

Sie ist froh, wieder hier zu sein, und das nicht nur, weil sie weiß, dass im Revier eine gute Nachricht auf sie wartet. Sie fühlt sich einfach wohl hier, es ist ihr Zuhause. Dies ist Ellies Straße, hier ist sie Streife gegangen, obwohl es jetzt schon lange her ist, dass sie Uniform getragen hat.

Sie schiebt Fred im Buggy vor sich her. An einem der Griffe baumelt eine Tasche voller Mitbringsel aus dem Duty-free-Shop. Am Ende der Straße wird sie den Buggy Joe überlassen, der dann Tom bis zur Schule begleiten wird. Im Augenblick hat Joe den Jungen in einem lockeren Schwitzkasten, und beide lachen. Sie spiegeln sich in der Auslage des Reisebüros, Ellie und ihre Jungs. Ihre Söhne sind so verschieden; Fred hat ihre dunklen Locken, während Tom aussieht wie ein Chorknabe. Sein blondes Haar gleicht dem von Joe, bevor dessen Haaransatz immer weiter nach hinten rutschte und er sich, als einzig würdige Lösung, eine Glatze scheren ließ.

Es ist einer dieser seltenen, ungeplanten Momente, in denen sie ihre kleine Familie von außen sieht, wie in ei-

nem spontanen Schnappschuss, und sich bewusst wird, was für ein Glück sie doch hat. Dann fokussiert sie ihren Blick wieder, um durch das Fenster Beth zuzunicken, aber die sitzt noch nicht an ihrem Schreibtisch.

Doch Mark ist da, am anderen Ende der High Street, die Werkzeugtasche über der Schulter, und versprüht seinen Charme entlang der Straße. Ellie sieht, wie er mit ein paar Mädchen in Sommerkleidern flirtet und mit Becca vom Hotel. Dann scherzt er mit Paul, dem Vikar, der jünger ist als sie. Er trifft auch auf eine säuerlich dreinblickende Frau – Ellie kennt sie nicht, eine Touristin? Sieht nicht danach aus –, die ihren Hund Gassi führt. Sie als Einzige scheint immun zu sein gegen den Latimer-Charme.

Tom öffnet den Mund. »Nein«, sagt Ellie, noch bevor er seine übliche Bitte um einen Hund äußern kann.

Als sich ihre Wege kreuzen, wünscht Mark Tom viel Glück beim Sportfest, und der Junge strahlt.

»Wir sollten die Jungs gemeinsam abholen«, sagt Joe.

»Gute Idee«, sagt Mark, ohne stehen zu bleiben. »Ich schick dir später 'ne SMS.«

Ellie freut sich über den kleinen Dialog. Zwar wissen sie und Joe, dass ihr Arrangement funktioniert und sie beide davon profitieren, wenn sie die Brötchen verdient und er bei Fred zu Hause bleibt, doch sie macht sich trotzdem Sorgen. Sie macht sich Sorgen, dass die Leute Joe nicht für einen richtigen Mann halten könnten. Sie macht sich Sorgen, dass Joe tatsächlich verweichlichen könnte. Während daher die anderen Frauen am Telefon ihre Männer bitten, sie sollen doch rechtzeitig nach Hause kommen, um die Kinder ins Bett zu bringen, scheucht *sie* Joe regelrecht aus dem Haus und in den Pub.

»Guck mal!«, sagt Tom und zeigt über die Straße auf

eine vertraute Gestalt mit kirschrotem Haar. »Da ist Tante Lucy!« Er will ihr schon zuwinken, aber Ellie reißt ihm das Handgelenk nach unten. Drei Wochen haben den Zorn auf ihre Schwester nicht gemildert. Lucys Lügen und Ausflüchte haben heute keinen Platz in ihrem Leben. Ellie riskiert einen verstohlenen Blick über die Schulter: Lucy hat sie nicht gesehen. Ihre Augen sind auf das Pflaster gerichtet, während sie ihre Friseurinnen-Ausrüstung in einem Rollkoffer hinter sich herzieht. Wahrscheinlich ist sie auf dem Weg zu ein paar hilflosen alten Ladys, denen sie allwöchentlich die Köpfe shampooiniert und frisiert. Ellie hofft, sie haben ihre Wertsachen sicher weggesperrt. Das Letzte, was sie möchte, ist, ihre eigene Schwester einzulochen.

Tom entzieht ihr verständnislos den Arm und reibt ihn.

»Tut mir leid, Schatz«, sagt Ellie. »Ich möchte nur nicht zu spät kommen.« Es stimmt: Sie haben schon genug Ärger am Hals, weil sie Tom während der Unterrichtszeit aus der Schule genommen haben. Sie wollen der Schulleitung nicht noch mehr Anlass zur Kritik geben.

Nigel fährt im blauen Van vor, auf dessen Lackierung in weißen Lettern *Mark Latimer Klempnerarbeiten* zu lesen ist.

»Du bist spät dran!«, sagt Mark und schwingt sich auf den Beifahrersitz. Ellie liest von Niges Lippen ab, dass er etwas über den Verkehr sagt, und dann lachen beide. Bei dem, was Nige danach noch sagt, verdüstert sich Marks Miene. Er wirft Nige etwas hin, das diesem das Lächeln aus dem Gesicht wischt, als sei er zurechtgestutzt worden, obwohl Mark nicht zu denen gehört, die ihre Angestellten schikanieren.

Ihre Kleidung kommt ihr schon seltsam genug vor, doch sie ist nichts im Vergleich zur Dienststelle. Die Neonbeleuchtung im Inneren ist ein herber Schock nach den drei Wochen an der wirklichen Sonne. Sie kann sich einfach nicht an dieses Gebäude gewöhnen mit seinen verschlungenen Korridoren und dem vielen Beton. Es ist sauber und komfortabel und alles, aber es ist so gar nicht ... wie Broadchurch. Mit Wolfsgeheul und Beifallklatschen wird ihre Rückkehr gefeiert. Doch dann halten alle gespannt die Luft an, als sie die Geschenke sehen. Sie hat niemanden vergessen, und alle scheinen sich über die Mitbringsel zu freuen. Sie kennt eben ihre Truppe. Gerade als sie es sich für den neuesten Klatsch bequem machen will, lässt Chief Superintendent Jenkinson sie zu sich rufen. Ellie, die ja weiß, was Sache ist, kann sich ein Grinsen nicht verkneifen, als sie zu ihr hineingeht.

Jenkinson grinst nicht, das wäre auch nicht ihr Stil. Während Ellie von ihrem Weg zur Arbeit bereits verschwitzt und zerzaust ist, sieht ihre Chefin wie immer blendend aus, das kurze blonde Haar tadellos glatt, Hemd und Krawatte frisch gestärkt. Die Vorfreude steigt in Ellie auf wie eine Blase. Doch statt ihr wie erwartet zu gratulieren, wirft Jenkinson eine Bombe:

»Wir haben den Job anderweitig vergeben.«

Die Freudenblase platzt, und Ellie spürt, wie ihr das Lächeln aus dem Gesicht gleitet.

»Was?«, fragt sie, obwohl sie genau weiß, was sie soeben gehört hat.

»Die Situation hat sich verändert. Ich weiß, dass Sie jetzt enttäuscht sind.«

Enttäuscht ist gar kein Ausdruck. Tränen steigen Ellie in die Augen, aber da ist auch Wut, und die verleiht ihrer

Stimme eine gewisse Schärfe. »Sie sagten doch, das hätte Zeit bis nach den Ferien«, sagt sie, und aus ihrem Nach-Urlaubs-Hoch ist jetzt definitiv die Luft raus. »Sie sagten, ich sei genau die Richtige für den Job! Nur deshalb hab ich mir drei Wochen freigenommen. Wer hat die Stelle bekommen?«

»Detective Inspector Alec Hardy. Er hat letzte Woche angefangen.« Sie hat seinen Namen schon irgendwo gehört, aber was Ellie am meisten aufregt, ist sein Geschlecht. »Ein Mann! Sie sagten, dass die Gegend hier einen weiblichen DI brauche, schon vergessen? Sie sagten, dass Sie hinter mir stehen. Wo ist das hin?«

Ist es nur Einbildung, oder sieht Jenkinson tatsächlich eine Sekunde lang beschämt drein? »Alec Hardy hat eine Menge Erfahrung ...«

Plötzlich weiß Ellie, woher sie den Namen kennt. Jeder Polizist im Land, jeder Journalist und die meisten Zivilisten kennen ihn. Schlimm genug, dass sie übergangen wurde, noch schlimmer, dass ein Kerl jetzt ihre Stelle hat, aber ausgerechnet *der*?

Ellie reißt sich zusammen, bis sie die Toilette erreicht. Dort setzt sie sich auf den zugeklappten Sitz und verriegelt die Tür. Sie bebt förmlich vor Wut, und ihre Füße vollführen einen kleinen Stepptanz, um die nervöse Energie abzuleiten. Sie telefoniert mit ihrem Mann daheim und weint heiße, zornige Tränen ins Telefon. Joe ist ebenso enttäuscht wie sie. Es war schließlich auch *seine* Beförderung, sie hatten ihr höheres Gehalt im Geiste schon in ihr halbfertiges Haus gesteckt. »Soll ich einfach meinen Schreibtisch leer räumen und gehen?«, fragt sie ihn, und obwohl sie beide wissen, dass es ihr nicht ernst ist damit, tut ihr die Drohung gut. Sie will ihm gerade von dem

Salz in der Wunde erzählen – stell dir vor, *wer* den Job bekommen hat, du wirst es nicht glauben –, als jemand an die Kabinentür klopft. Kann man sich nicht mal hier drin in Ruhe auskotzen?

»Ich bin *hier!*« Sie legt ihren ganzen Frust in die Worte.

»Ellie?« Es ist eine Kollegin. »Du hast einen Einsatz.«